dem, und das zweite Mal in Rußland ein —"

„Bravo!" unterbrach ihn der Major, mit gutgespielter Begeisterung seine Hand schüttelnd, „da sind wir ja Kriegskameraden. Das muß begossen werden. Johann!", rief er Herrn M. zu, „mal rasch die Weinflaschen her! Dort aus jenem wohlgefüllten Rucksack; und die Zigarren nehmen Sie auch gleich mit!"

Gehorsam brachte „Johann" aus dem bezeichneten Ranzen — natürlich war es sein eigener — das Gewünschte, füllte mit gezwungenem Lächeln alle Becher, die sich ihm entgegenstreckten, und zündete den grimmenden Jagdgenossen seine eigenen, sorgfältig gehüteten Importen an. Mit demselben gefrorenen Lächeln holte er später auf Weisung des Majors auch die gebratene Ente, auf die er sich so gefreut hatte, sowie Schinken und Salami aus seinem Rucksack herbei und schaute, von Hunger und Durst gepeinigt, voll gemischter Gefühle den Schmausenden zu. Doch, als ihm der Major schließlich freundlich das Gerippe der Ente reichte mit den Worten: „Hier, Johann, etwas Feines für Ihr Hündchen zu Hause!" und als der Gesoppte dieses mit gehorsamem Dank sorgfältig in ein Papier wickelte, verbissen die Freunde nur mühsam ein lautes Lachen.

Mit höflichem Dank verabschiedete sich der Hüter des Gesetzes. Kaum war er außer Hörweite, da schleuderte Herr M. mit seinem fürchterlichsten Fluch das Gerippe unter die Jagdgenossen und tat sehr empört. Schließlich stimmte er aber selbst in das Gelächter ein. Vom Laster des Geizes war er für lange Zeit geheilt.

—⊙—

Das Geheimnis

Skizze von Alfred Semerau.

„Du hast die Veränderung an deiner Frau an einem bestimmten Tag bemerkt?" fragte Rechtsanwalt Harms. — Lindt nickte: „Vor zwei Monaten. Am zehnten Juli. Vorher war Gisa nie launisch, reizbar, verschwenderisch. Jetzt wurde sie es. Ich habe dir ja Einzelheiten genug erzählt. Sie will die Veränderung verbergen, kann's nicht, und das erregt sie noch mehr. Sie weicht angstvoll meinen Fragen aus, sucht meine forschenden Blicke zu vermeiden, ist voll Unruhe, manchmal wie verstört und oft in Tränen. Sie leidet und ich mit ihr, denn sie, meine Freundin, Gefährtin, Geliebte in einer Person, ist ja ein Teil von mir. Mich schmerzt, daß sie vor mir verbirgt, was sie immer mehr niederdrückt. Ich habe immer gehofft, es würde anders und wie früher werden, aber es wurde immer ärger. Nun weiß ich keinen Rat, und drum kam ich zu dir."

„Wie wurdest du die Veränderung an ihr gewahr?" — „Gleich wie ich, später dis sie, zum Kaffeetisch kam, fiel mir ihre Unruhe und Erregung auf. — „Die Post war schon da?" fragte Harms. — „Ja, ein paar Briefe von Kunsthändlern, die nach neuen Bildern von mir fragten." — „Aha!" Harms nickte befriedigt. „Deine Frau hatte eine Nachricht bekommen." — Lindt schüttelte den Kopf. „Ich dachte es auch. Aber von wem sollte solch eine Nachricht kommen? Ich weiß genau, mit wem sie korrespondiert. Ihr Briefwechsel ist ganz beschränkt." — „Hast du sie nicht gefragt, was ihr fehle?" — „Natürlich. Sie sagte, sie fühle sich nicht wohl, und ging bald auf ihr Zimmer. Seit dieser Stunde ist sie eine andere!"

Harms stand auf und ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab. „Sie ist auch verschwenderisch? Worin?" — Lindt zuckte ratlos die Achseln: „Sie hat in den beiden letzten Monaten von ihrem kleinen Vermögen 3000 Mark genommen, und ich weiß nicht, was sie damit getan hat." — „Du hättest sie fragen sollen", sagte Harms. — „Ja, vielleicht. Aber als Gisa mich darum anging, hatten ihre Augen einen so flehenden, mich um Schweigen bittenden Ausdruck, daß ich's nicht konnte. Es war auch das erste Mal, daß sie mich um Geld bat." — „Umso auffälliger!" warf Harms ein. — „Außerdem war's ja auch ihr Geld! Und mir war's peinlich, sie zu kontrollieren." — „Verlangte sie das Geld auf einmal und wann?" fragte Harms. — „Nein. Am 14. Juli 500 Mark, am 7. August 1000 Mark, am 1. September 1500 Mark." — „Hat Gisa bedürftige Verwandte?" — „Nein, nur ein paar ganz entfernte in Triest, die sie gar nicht kennt. Wenn sie Geld für solche Zwecke wollte, könnte sie es doch sagen." — Harms nickte. „Stimmt! Also Gisa hat keinen verwandtschaftlichen Anhang?" — „Nein. Sie ist früh verwaist, wuchs bei einem unverheirateten Onkel auf und wurde später Erzieherin in vornehmen Häusern. In einem solchen, genügende Erklärung dafür." — Negri lachte bei den Felseck in Tirol, wo ich die Gräfin malte, lernte ich sie kennen und heiratete sie nach zwei Jahren." — Harms blieb einen Augenblick vor Lindt stehen: „Du mußtest ziemlich lange um sie werben, ich weiß. Und dann seid ihr hierher gezogen. Ich will nichts gegen unsere Stadt, die noch dazu meine Heimat ist, sagen; aber für einen Künstler und eine junge, an die große Welt gewöhnte Frau ist die Wahl eines landschaftlich ja sehr reizvollen, aber doch sonst altfränkischen Ortes ziemlich merkwürdig." — „Gisa wollte nur in eine kleine Stadt. Sie sagte, sie wäre genug in der großen Welt herumgefahren und wolle nun in der kleinen heimisch werden. Wir suchten wochenlang nach solch einer Kleinstadt, die unseren Ansprüchen genügte, und entschieden uns endlich für diese, wo mich der gute Zufall in dir einen alten Freund wiederfinden ließ. Es war auch eine glückliche Wahl, denn hätte ich in einer großen Stadt so ungestört arbeiten können? Meine Kunst und Gisa! Hier hab' ich beides. Was will ich mehr!" — Harms nickte: „Gisas Onkel starb auch früh?" — „Sie war damals siebzehn, stand nun ganz allein, hat kein leichtes Leben gehabt und spricht nicht gern davon. Ich habe sie auch nie danach gefragt", sagte Lindt. „Ich hab' ihr dann nur das Leben leicht machen wollen", setzte er leiser hinzu. Harms ging wieder auf und ab. „Ich will tun, was ich kann. Vielleicht kann ich dir helfen. Aber du mußt dich ganz in meine Hand geben."—

Zwei Tage danach saß vor Harms ein gut gekleideter bartloser Herr mit klugen grauen Augen und verbindlichem Benehmen, der mit vollkommener Aufmerksamkeit den Rechtsanwalt anhörte. „Sie sehen, mein lieber Herr Menz, das Material ist äußerst dürftig, und wir müssen leider scharf vorgehen, um den wichtigsten Anhaltspunkt zu finden. Es gibt nur diesen einen Weg. Sie finden jetzt die Dame allein zu Haus. Wenn wir den Namen haben und den Ort, haben wir den Faden in der Hand. Ich vertraue ganz auf Sie. Auf Wiedersehen!" — Eine Woche später rief ein Bote Lindt zu Harms. „Was gibt's? Hast du's gefunden?" fragte der Maler aufgeregt. Harms hob beschwichtigend die Hand: „Ruhig! Wenn du keine Ruhe halten kannst, muß ich dich wieder fortschicken. Ich erwarte Besuch, der, wie ich hoffe, dir vollkommen Aufschluß über das Geheimnis deiner Frau geben wird. Du kannst hier im Nebenzimmer, das ich dunkel lasse und dessen Tür nicht ganz verschlossen wird, unsere Unterhaltung hören. Aber was du hörst, mußt du ruhig anhören. Ruhig!" Damit führte er ihn hinein.

Bald danach meldete die Klingel den Besuch: Herrn Menz mit einem anderen Herrn, der groß, hager, elegant war und in seinem bräunlichen Gesicht unstete, funkelnde schwarze Augen hatte. Harms erwiderte verbindlich die Verbeugung: „Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte, mich mit Ihrem Besuch zu beehren, so rasch nachgekommen sind, Herr Valerio Negri. Darf ich bitten, Platz zu nehmen!" — Er wies auf einen Sessel, auf den das Licht der hohen Ständerlampe voll fiel. Herr Menz setzte sich so, daß er Negri gleichfalls vollkommen im Auge behalten konnte. „O, bitte nichts von Dank, Herr Rechtsanwalt, es war ja nur mein eigenes Interesse, da Sie der Vertreter von Frau Gisa Lindt sind", erwiderte Negri lächelnd. „Sie sprechen ein fast ganz ungefärbtes Deutsch, wie man es selten bei einem Italiener hört", sagte Harms, „aber wir Spieler haben ja kein Vaterland", er lächelte auch. „So sagt man ja wohl."

Negris Augen funkelten Harms einen Moment böse an, aber gleich wieder neigte er sich mit einem leise ironischen Lächeln vor: „Sie spielen auch, Herr Rechtsanwalt?" — „Ein wenig. Aber ich bin kein Kunstspieler, nur ein ganz bescheidener Handwerker. Gewöhnliche Hausarbeit. Ich habe mich auch von Roulette, Trente et Quarante und ähnlichen Versuchungen immer mit einer kleinbürgerlichen Scheu ferngehalten. Ich finde, man muß auch zum Spieler wie zu jedem anderen Beruf geboren sein." — Es zuckte wieder um Negris schmale blasse Lippen: „Ich wage nicht zu widersprechen. Darf ich Sie nun bitten, zur Sache zu kommen? Ich habe die Absicht, noch heute zurückzufahren." — „Wir sind ja eigentlich schon bei der Sache, wenn wir vom Spiel sprechen. Sie hatten in Ihrem Beruf in der letzten Zeit Verluste, die sie nötigten, die Hilfe von Frau Gisa Lindt mehrmals in Anspruch zu nehmen. Sie übten dabei einen — unzulässigen Druck aus, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten. Wollen Sie mir bitte angeben, worauf Sie Ihre Forderungen gründen. Frau Lindt findet keine Erklärung dafür." — Negri lachte auf. „Dann scheint sie ein bemerkenswert kurzes Gedächtnis zu haben, oder sie hat Ihnen wichtige Sachen vorenthalten." — „Das kann ich eigentlich nicht annehmen, weil es nicht in ihrem Interesse liegen würde," sagte Harms. — „Frauen verstehen sich sehr gut auf solche kleinen Auslassungen, die Fälschungen ganz gleichkommen", lächelte Negri spöttisch. „Frau Lindt ist wohl auch ihrer Sache nicht ganz sicher, sonst hätte sie kaum so bereitwillig meine Verluste gedeckt,und Sie würden jetzt nicht mit mir verhandeln. Urteilen Sie selbst! Ich fand Gisa Turati hungernd in einer Straße in Spalato, nahm mich ihrer an — ganz selbstlos, obschon sie ein schönes und kluges Mädchen war — brachte sie in eine gute Pension, wo sie sich aufs beste ausbildete, zwei Jahre lang. Ich konnte mir damals diesen menschenfreundlichen Luxus leisten. Dann nahm ich sie zu mir. Ich hatte einen Spielklub gegründet, für den sie mir nicht unbedeutende Dienste leisten konnte. Sie zog durch ihre Schönheit die Männer an. Ich beteiligte sie am Gewinn, und sie erwarb sich ein kleines Vermögen. Sie hätte viel mehr gewinnen können, wenn sie die Chancen ausgenutzt und weniger Dame gewesen wäre. Aber für meinen Klub war ihre Zurückhaltung sehr nützlich. Sie erweckte — unfreiwillig und durchaus absichtslos — Hoffnungen, die nie erfüllt wurden — es konnte ihr von niemand etwas nachgesagt werden. Es gab auch Konkurrenzklubs mit schönen Lockvögeln, aber das Gefieder dieser Pfauen und Fasane war ramponiert. Gisa stand weit über ihnen. Sie werden nun begreifen, wie mich ihr unerwarteter Verlust treffen mußte. Eines Tages war sie fort. Ich glaubte, ein Mann sei im Spiele. Nein! Ich fand sie erst nach einem Jahr, durch einen Zufall, wie ich sie auch jetzt durch einen reinen Zufall wiedergefunden habe. Sie war ganz bürgerlich geworden, Erzieherin beim Fürsten Molfetta. Ich hatte, seit sie nicht mehr bei mir war, nicht viel Glück und suchte sie wieder für mich zu gewinnen. Aber sie wollte nicht, wollte absolut nicht! Sie war undankbar, hatte ganz vergessen, was ich für sie alles getan hatte. Sie glaubte mich mit Geld abfinden zu können. Was sollten mir aber die paar Tausende, wenn ich durch sie ganze Schätze gewinnen konnte! Sie floh vor mir. Ich verlor sie manchmal Jahre aus den Augen. Aber die Welt ist ja nur klein — man sieht sich doch immer wieder. Und nun —"

Ehe er noch zu Ende sprechen konnte, flog die Tür des Nebenzimmers auf. „Ich glaube, daß Sie nun zum letzten Mal den Versuch gemacht haben, Gisa Turati zu finden. Es würde sich nicht mehr lohnen!" sagte Lindt mit mühsamer Selbstbeherrschung. „Sie haben diese Fahrt umsonst gemacht, aber ich trage gern die Unkosten. Bitte!" Er schob ihm einen Schein hin.

Negri starrte ihn an. Dann verzog sich sein Mund zu einem bitteren Lächeln: „Der Herr Gemahl! Der Herr Gemahl!" Seine Augen funkelten Harms und Herrn Menz an. „Eine Falle!" Er stand auf. „Ich glaubte, mit Gentlemen zu tun zu haben." Er verneigte sich kurz und stumm und ging, ohne den Schein zu nehmen.

„Wie soll ich dir danken!" rief Lindt und umarmte Harms.

„Hier steht der Mann, dem das Stück gelungen ist!" Harms zog Herrn Menz heran. „Laß dir von ihm erzählen! Aber erst sag Gisa, was du nun weißt, und daß alles vorüber und wieder hell ist!"

—⊙—

Rätselecke

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel:

s	p	a	a	■	■	■	b	l	u	t
e	r	■	m	a	i	n	a	u	■	e
n	e	g	u	s	■	o	d	e	o	n
e	g	o	n	■	a	r	■	b	r	o
g	e	■	d	u	n	d	e	e	■	r
a	l	i	s	o	■	p	u	c	k	■
l	■	d	e	■	v	o	l	k	e	r
■	k	a	n	u	e	l	e	■	m	■

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 21 — Samstag, 28. Mai — 1927

Der Goldvogel

Skizze von Heinrich Ludwig Raymann.

Der kleine Fischereihafen an der belgischen Kanalküste duckte sich unter bleiwolkigem Himmel. Die See schlug das Ufer mit weißkralligen Tatzen. Rauch riß in wagerechten Fetzen von den Schloten. Der Sturm ließ aber schon nach. Gegen Mittag klarte sich das Wetter auf.

In einem verfallenen Unterstand, traurigem Rest des Krieges, hockten auf Kisten und Gerümpel verwegene Gestalten, Zigaretten rauchend. Schweigend. Raubritter aus aller Herren Länder. Einer mit einem Fuchsgesicht hatte Kopfhörer umgelegt und horchte angespannt. In einem eisernen Oefchen knallte feuchtes Holz.

Ein hakennasiger Halunke brüllte: „Alles Schwindel! Liegen schon seit Tagen auf der Lauer und hören jeden Tag, daß der „Goldvogel" nicht fliegt. Verfluchte Warterei?"

Die Kumpane brummten und spien kräftig aus.

„Ich sage Euch, die da drüben haben den Vogel selbst abgeschnappt und sind längst über alle Berge. Lohnt sich schon . . .!"

Aus dem Dunkel schlugen erregte Flüche: „Goddam, Boys, er kann recht haben. Seit Tagen hören wir nichts. Wir warten vergebens . . .!" Dieses Wort zerbrach jäh der Mann mit den Kopfhörern, der hochsprang, gespannt lauschte, rasend schrieb, horchte und verglich. Jan van de Loo, der mit dem breiten, roten Gesicht, schaute auf das Blatt, konnte das Geschmier aber nicht lesen. Da warf der Funker die Hörer hin, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Whiskyflasche und schrie dann:

„Er fliegt! — Hört: Lassen heute 12.30 Uhr Brieftauben ab — 4 Körbe — je 3 Stück 3 T — Ziel Köln — alles junge Tiere . . heißt also, daß heute um 12.30 Uhr ein dreimotoriger Doppeldecker mit 4 Mann Besatzung und 3 Tonnen Goldbarren nach Köln startet. Jetzt ist es 10 Uhr, mithin höchste Zeit zum Auslaufen. Um 12 Uhr müssen wir an Ort und Stelle sein. Los, Boys, 3 Tonnen Gold sind kein Suppengrün!"

Die Männer sprangen erregt hoch, stolperten aus dem Unterstand und in wenigen Minuten stach der Segler bei Windstärke 6 in See. Kaum aus Küstensicht, wurden alle Segel gerafft, ein Motor begann zu tacken, eine Schraube schlug wirbelnd das Wasser, und in voller Fahrt hielt der „Segler" Kurs Nordnordost auf die britische Kanalküste zu. — —

— — Unterdessen stand auf dem Flugplatz Croyden unauffällig ein großes Lastauto in der Nähe eines riesigen dreimotorigen Doppeldeckers. Männer in dunklen Mänteln trugen kleine schwere Kisten in das startbereite Flugzeug. Das wäre weiter nicht aufgefallen, wenn diese Männer nicht Pistolen unter den Mänteln getragen hätten. Außerdem bemerkten Kundige, daß die Militärposten des Flugplatzes verdoppelt waren. Die Sorgfalt, mit der die Kisten behandelt wurden, ließ auf Sprengstoff schließen.

Jim Inow wußte das besser. Er schleppte in öligem Lederzeug irgend welche Kannen herbei, spitzte die Ohren und biederte sich mit einigen Zigaretten den Monteuren des Doppeldeckers an, die ihn für ihresgleichen von einem der vielen Apparate hielten. Bald darauf hatte er heraus, daß der Doppeldecker 12.30 Uhr Richtung Köln starten würde. Da er in den Kistenträgern Beamte der Bank von England erkannt hatte, wußte er genug. Mit überflüssigen Benzinkannen beladen, schritt er pfeifend zum Ausgang. Kaum aus Sichtweite, flogen die Kannen in die Hecke. Jim eilte zu einer Wirtschaft, schwang sich auf sein Motorrad und bald brauste er laut aufknatternd über eine Landstraße. Weit draußen erwartete ihn vor einer verödeten Kesselfabrik Fred Worby, dem er seine Erkundigungen überhaupt mitteilte. Der schritt ruhig an eine geheime Sendestation und funkte in vorher verabredeter Textverkleidung die Nachricht an die belgische Küste. — —

— Im Kanal spritzten kurze Brecher weißen Gischt. Ein Segler schwankte mit gefallenen Masten durch die Wogen. Zerfetzte Segel klatschten im Winde. Notflagge schrie stumm um Hilfe. Jim hielt, so lange nichts in Sicht war, seine schlackernd das Ruder, um auf der Höhe der Schiffslinienroute zu bleiben. Die übrigen Raubgesellen schauten durch ihre Gläser gen Himmel. Jan pfiff einen Matrosensang.

Plötzlich trug der umspringende Wind das hohe Gebrumm von Motoren heran. Schon tauchte in der Ferne der kaum wahrnehmbare silbrige Doppelstrich eines Flugzeuges in den Wolken auf. Wie elektrisiert sprang alles auf und rannte an die vereinbarten Plätze. Das Fuchsgesicht saß in der Funkzelle und ließ S-O-S-Rufe in den Raum knattern. Man wußte, daß das Riesenflugzeug eine Funkanlage mitführte. Der Motor wurde abgestellt, das Ruder sich selbst überlassen. Schon begann der Segler willenlos im Wasser zu torkeln. Die Masten hingen über Bord, gerissenes Tauwerk lag fetzig auf Deck.

Das Flugzeug flog in mäßiger Höhe. Schon erkannte man die drei blitzenden Kreise der rasenden Propeller. Der Apparat hielt scharf Südost. Der Segler lag westwärts ab.

„Verflucht, man sieht uns nicht!" In diesem Augenblick entfaltete sich am Heck des Flugzeuges eine Signalflagge. Der Apparat schwenkte herum. Jim schrie Hurra, wofür er von Jan eine aufs Maul bekam, die alle verfrühte Begeisterung wuchtig zudeckte. Der Doppeldecker kam in langer Kurve tiefer. An Bord des Seglers wurde nun vorsichtig das versteckte Maschinengewehr gerichtet. Pistolen blitzten in den Händen, Handgranatenstiele schauten aus den Hosentaschen.

Nun stand der Apparat über ihnen. Die Mannschaft schwenkte Tücher. Der Apparat kam in kurzer Spirale herab. Aus den Kabinenfenstern schauten Köpfe. Man gestikulierte und war sich scheinbar nicht klar, wie man die Mannschaft des Seglers retten sollte. Aus dem Rumpf des Flugzeuges schwenkte eine Strickleiter herab. In diesem Augenblick begann das Maschinengewehr zu knattern. Das schienen die da droben bei dem Toben der Propeller nicht zu hören. Als jedoch einige Kugeln durch die Tragflächen klatschten und ein Kabinenfenster zersprang, schauten die Monteure erstaunt auf die Löcher und ahnten sogleich, um was es sich handelte. Nun sahen sie auch den Mündungsrauch des Maschinengewehrs, erinnerten sich des mitgeführten Goldes und wußten Bescheid. Ein kurzes Zeichen zum Führer, und in steiler Schraube stieg das Flugzeug schnell empor. Eine Kamera hielt das Bild des Seglers fest. Dann war das Flugzeug rasch in den Wolken verschwunden, indes die Raubgesellen wie dumme Jungen auf Deck herumstanden. Nun hob ein grobes Fluchen und Verwünschen an. Eine Schlägerei drohte auszubrechen, als am Horizont schwerer Rauch aufwolkte. Ein englischer Kreuzer. Mit Vollgas und schleifenden Masten gings zur belgischen Küste zurück . . Als der Kreuzer außer Sicht war, ging man daran, die Masten aufzurichten, Taue zu knüpfen und die richtigen Segel zu setzen.

Nach einer Weile war aus dem „Wrack" wieder ein flotter Segler geworden, der jetzt mit vollen Segeln und mit Motorkraft dem Hafen zusteuerte. Kaum hatte der harmlose Segler angelegt, als die Hafenpolizei und ein Gendarmeriekommando erschienen und die ganze Bande festnahmen. Verdutztere Gesichter, als diese Goldvogeljäger sie machten, hat man selten gesehen.

Das Flugzeug hatte den nächsten Flughafen angeflogen — die Platte war inzwischen unterwegs entwickelt worden — und der Polizei Meldung erstattet. Diese hatte die in Betracht kommenden Häfen durch Funkspruch verständigt. In dem kleinen Fischereihafen wußte man gleich, was los war, da der „Segler" schon lange aufgefallen war.

So kam es, daß die schlauen Goldvogeljäger statt des fetten Goldvogels selber ins Garn gingen, in dem sie noch jahrelang festhängen werden. In den Zeitungen las man tags darauf eine kurze Notiz von dem gelungenen, bisher größten Goldtransport auf dem Luftwege für die Reichsbank.

—⊙—

„Gaal"

Skizze von Josef Stollreiter.

Immer waren Kinder meine besten Freunde denn sie geben sich ganz, wie sie sind. Kindernamentlich Knabenherzen sind die schönsten Märchen der Welt. Und wie man die Märchen aus Kindertagen das ganze Leben nicht vergißt, bleiben auch die Augen der kindlichen Freunde groß und weit aufgeschlagen am Himmel unseres Daseins stehen.

Mein erster kleiner Freund hieß „Gaal". Eigentlich Karl, er nannte sich nur selbst, der leichteren Aussprache halber, „Gaal". Die Zeit meiner Freundschaft mit „Gaal" war voll Sonne, voll leuchtender, allgäuischer Sonne. In den großen, dunklen Kinderaugen glühte ein geheimnisvolles, fernes Feuer, ein abgrundtiefes, seelisches Versunkensein.

Als ich bei Gaals Eltern Wohnung nahm und den kleinen „Buam" zum erstenmal sah, hatte er nichts auf dem Leibe als einen kurzen weiten Kittel, blau und mit lauter weißen Trompeten bedruckt.

„Gaal" war ein „Bua", worauf er sich viel einbildete, und ich hieß „Herrla". Jeden Morgen brachte der „Bua" glückselig die frischen Semmeln durch das Fenster herein. Das machte doch mehr Spaß als das langweilige Durch-die-Tür-gehen. Dann setzte er sich mit an den Tisch und trank Kaffee und aß mit großem Behagen sein „Bappolo".

Aber mitten in der großen Freude wurden seine Augen ernst und tief, seine Stirn schien sich übersinnlich zu wölben — er deutete in die Ferne und sagte, ganz versonnen und versunken:

„A Wasserlo ra — kommet!"

Immer sah er Wasser rinnen. Mitten im Spiele, beim Essen und nachts im Traume. Dann saß oder stand er wie plötzlich aus einem fremden Stern auf die Erde geregnet und sah Wasser rinnen und immer und immer nur Wasser rinnen, als ginge eine heimliche Sintflut mitten durch ihn, durch sein kleines Herz.

All meine freie Zeit verbrachte ich mit Gaal. Ich lag mit ihm lang auf dem Stubenboden, draußen im Hofe oder auf der nassen Wiese, spielte Fangen und Verstecken, Eisenbahn und Pferdchen, sprang mit ihm um die Wette, lief mit ihm nach einem Ziele, er vorwärts, wie sich das für „Buam" gehört, mit rudernden Armen, und ich, des erhöhten Spaßes wegen, rückwärts. Wir bespritzten uns mit Wasser aus der Regentonne oder bewarfen uns mit Sand. Schön, sehr schön war das alles! Gaal jubelte und jauchzte, tanzte auf meinen Knien, ritt auf meinen Schultern und hing an meinem Halse.

Einmal — ich hatte rasch einen Gang zu besorgen — versprach ich ihm, gleich wieder zurückzukommen und dann mit ihm einen weiten Spaziergang zu machen.

Gaal lehnte sich an die Gartentür und wartete. Eine halbe Stunde verging — ich kam nicht. Seine Mutter wollte ihn ins Haus holen, weil ich wohl doch nicht mehr käme und anderes zu tun hätte, als einen „dummen Buam" abzuholen.

Aus

Was wäre [illegible] den ist nichts, [illegible] glück." Der [illegible] Strahl der Go[illegible] nur. Für ihn [illegible] Reiz der bunt [illegible] meschonnes, kei[illegible] vorhanden. — Es ist der [illegible] Wesenheit, alles [illegible] mählt mit der [illegible] Vulkane, aus [illegible] dem Holze des [illegible] licht aus dem [illegible] der Meeresmelle[illegible] ners als Nordlic[illegible] den bringendes [illegible] Kirchenfeuern [illegible] Glühwurms und [illegible] des Regenbogens [illegible] wir alles, was [illegible] Licht strahlt [illegible] Menschen, der [illegible] wandelt, nennen [illegible] ligsten Stunden [illegible] neugeborene Me[illegible] sein begrüßt, zu [illegible] er es abschließt, [illegible] streben und ring[illegible] nend, hoffend und [illegible] strahlt leicht der [illegible] neuige Sünder [illegible] alle zu wandeln, [illegible] und das Morgen[illegible] mert ist. — Denk[illegible] O eine edle [illegible]

Das Licht — [illegible] Alle Wesen [illegible] Vom Lichte [illegible] Die Pflanze [illegible]

Was wird [illegible] hört man oft. [illegible] dern mehr aus [illegible] wissen, was durch [illegible] Kirchenfeuern [illegible] recherhaltung und [illegible] Lebens in den [illegible] Seelsorge und [illegible] Gebäude, Besoldung [illegible] meindebeamten [illegible] nennen einige Zahl[illegible] der finden gegenwärtig [illegible] geistlichen Kirchen [illegible] und Siechte stehen [illegible] stalten zur Verfügung [illegible] ken öffnen ihre Pforten [illegible] mit 20 000 Plätzen [illegible] bernden Bevölkerung [illegible] sorgeerziehung. Gegenwärtig [illegible] garnicht durchführbar [illegible] Anstalten dafür [illegible] und 3000 „Brüder [illegible] und Siechenpflege [illegible] auch die Kostenaufwendungen [illegible] tischen Auslandsgesellschaften [illegible] in den ehemals preußischen [illegible] Memelland, Saargebiet, zum Teil [illegible] halten es für eine [illegible] Saargebiet, zum [illegible] gelischen Brüder [illegible]

Der [illegible] benhäuser und [illegible] weise haben, [illegible] „mung wird allmählich [illegible] schloß und schaffen [illegible] Herzen immer [illegible] schaffen: Sich [illegible]

Die L[illegible]
Rom[illegible]
Copyright by [illegible]

Nein, er würde [illegible] immer sie ihm auch [illegible] lieben, solange er [illegible] Bild bewahren, sie [illegible] einem anderen geb[illegible] denn Ruhe wollte [illegible] Aber ihrer gedenken [illegible] gedenken ohne Groll [illegible] Weil er aber [illegible] verdiente es nicht, [illegible] Herz geboten wurde [illegible] gestern klar geworden [illegible] er nur die Zärtlich[illegible] Weib beimaßführen. [illegible] Sie vor Ungemach [illegible] wenn ihm dies schon [illegible] wäre er mit Freuden [illegible] sich an dem Mädchen [illegible] Lissa verdiente es, [illegible] ganzer Seele geliebt [illegible] eine solche Liebe find[illegible] zu ihm unterdrückt [illegible] gelernt hatte, deffen [illegible] würdiger war. Er [illegible] daß sie ihre Neigung [illegible] sagen, daß sein Herz [illegible] würde, auch da sie [illegible] würde Lissa von Nu[illegible] Der junge Mann [illegible] würde Lissa noch [illegible] sie doch, anfangs wo [illegible] vermieden. Doch es [illegible] der Mensch Schmerz [illegible] chen das Leben nann[illegible]

„Herrla kummt. Herrla hat versprocha. Herrla kummt", sagte der Kleine voll heller Zuversicht und wartete, die großen goldbraunen Augen träumerisch ins Weite gerichtet. Herrla mußte doch kommen. Er hatte es ja versprochen, und an Herrla glaubte er mit allen Fasern seines kleinen Herzens, seiner keuschen und inbrünstigen Seele.

Ich erschien erst nach zwei Stunden und erschrak tief, als ich meinen Freund wartend an der Türe stehen sah. Ich hatte ihn ganz vergessen. Ein helles, seliges Jauchzen, ein triumphierendes Aufjubeln riß mich aus meinen herben Selbstvorwürfen. Gaal stürmte mir entgegen, umschlang mich mit den Armen vor Freude, und seine reinen Kinderaugen gingen wie ein Himmel über mir auf. Glücklich, wieder gut machen zu können, nahm ich ihn bei der Hand und wanderte mit ihm über die Wiesen, durch die belebten Straßen des Kurorts und kaufte für das kleine Jungenherz, was ich nur vermochte. Seine Glückseligkeit kannte keine Grenzen. Er ahnte ja nicht, daß ich eine Sünde abzubüßen hatte, eine Sünde des Vergessens gegen ein Kinderherz, dem man gründlicher sein Wort halten muß, als den Großen und Erwachsenen.

Unsere Freundschaft wurde immer unzertrennlicher. Aber eines Tages kam der große Schmerz doch.

Der Tag des Abschieds war angebrochen.

Gaal begriff das noch nicht. Fröhlich halfen die kleinen, flinken Hände beim Packen, und mit leuchtenden Augen wanderte er mit zum Bahnhofe durch den sonnenblitzenden, klaren Septembermorgen.

Als ich aber in den Wagen steigen mußte, der Zug pfiff und zu fahren begann, packte es meinen kleinen Freund wie ein Sturmwind, wie wenn todfinsteres Gewölk den Spiegel eines heiteren Bergsees plötzlich trübt. Ein grausames Schluchzen erschütterte den kleinen Körper, die Tränen strömten, und als man ihn trösten wollte, ich käme ja morgen wieder, rief er in herzzerreißender Verzweiflung:

„Herrla nimmer sehn! Herrla nimmer sehn! Herrla ganz furt, ganz furt!"

Noch lange sah ich, selbst erstarrt und aufgewühlt ob des jähen und wilden Schmerzausbruches, das tränengebadete, kleine Gesicht, hörte das erschütternde Schluchzen und Schreien.

Gaal hatte recht gehabt, ich kam nicht wieder. Seine junge Seele ahnte, daß wir uns nicht mehr sehen würden. Nach kaum anderthalb Jahren trugen sie meinen kleinen, unvergeßlichen Freund hinaus auf den Acker des Herrn. Eine innere, verzehrende Krankheit hatte sein Kinderherz zerbrochen.

Wenn ich Frieden in mir haben will, wenn mich schaudert vor dem Treiben der Welt, dann denke ich an jene unvergleichlich sorglose und sonnentrunkene Allgäuer Sommerzeit und streichle in Gedanken Gaals braunen, versonnenen Scheitel.

—⊙—

Der Spitzmops

Humoreske von Maria Ibele.

Es war keine Kleinigkeit, den Schlachtermeister Hieronymus Eberlein zu bestimmen, seine blonde Tochter Kunigunde dem Adolf Schwägerle zur Braut zu geben. Wenn nicht so viele Tränen geflossen und Mutter und Tochter nicht so einig gewesen wären, hätte der vermögenslose Freier einen noch viel schwereren Stand gehabt. Denn Hieronymus Eberlein träumte von einem neuen Anwesen und von einem feschen Fuhrwerke für seine Kunigunde. Die schönen Briefe Schwägerles machten auf ihn keinen Eindruck ebenso wenig die verliebten Verse. Das alles konnte nur Weiberherzen rühren.

Seit der gute Schwägerle draußen in der kleinen Stadt bei seiner Kunigunde gewesen war, träumte er nur von diesem jungen Glück. Es waren köstliche Tage, die sie Hand in Hand miteinander verbrachten.

Plötzlich in dieser Sehnsucht und Erinnerung fiel Schwägerle ein, daß Kunigundes Geburtstag nahte. Was sollte er ihr schenken? Blumen? Die verwelkten, ehe sie ankamen. Süßigkeiten? Ach nein, Kunigunde hatte es wohl von dem Vater: sie aß lieber Wurst als Schokolade. Und Würste? Erst recht nicht, die konnte keiner besser machen als Hieronymus Eberlein selbst. Und zu einem goldenen Schmucke mit einem glitzernden Steine, wie er Hieronymus Eberlein sicher imponiert hätte, dazu reichten Schwägerles Mittel nicht.

Ein köstlicher Zufall kam ihm zu Hilfe: In der Zeitung war ein Mops zum Verkaufe ausgeschrieben. So ein Mops bedeutet doch sicher sein Freudenfest in dem kleinen Städtchen, wo Kunigunde lebte.

Eine schlaflose Nacht verbrachte Schwägerle, und am Morgen, bevor er ins Geschäft ging, betrat er das Haus, wo der Mops zu verkaufen war.

Vier Treppen hoch mußte Schwägerle steigen — für den verliebten Freier nur Hochparterre. Na ehabgestandener Luft roch es auf der Stiege, Schwägerle spürte Frühlingsduft.

Eine Frau öffnete und wurde überfreundlich als sie von seinem Wunsche hörte. Sie ließ ihn ein. Zwei dralle Möpse lagen zusammengerollt und schnarchend auf dem Bette. Sie schauten Schwägerle verschlafen mit ihren gestielten Augen an. Der gute Adolf brauchte lange, bis er sich endlich zu der „Schlummerrolle", wie der jüngere Mops hieß, entschließen konnte; denn das runde Tierchen war wirklich nicht billig. Aber was bedeutete schließlich Geld gegenüber seiner Liebe! Vielleicht gewann er mit diesem Geschenke die Beachtung des zukünftigen Schwiegervaters.

Daheim wurde der Mops gewaschen und bekam eine mächtige Schleife. Dann teilte Schwägerle dem Brautvater die Ankunft der „Schlummerrolle" brieflich mit.

In einer vergitterten Box ging der Mops ab. Mißlaunig lag die „Schlummerrolle" drinnen und stierte durch die Gittertür, bis sie endlich vor lauter Schauen müde, einschlief. Als sie erwachte, stand der Käfig auf einem Karren neben einer Pferche mit gackernden Hennen und einem krähenden Hahn. Todesangst wurde es der „Schlummerrolle" mit einemmale. Was mußte sie denn von Umladen, von einer Weiterbeförderung?

Ein Bahnbediensteter kam vorüber und sprach beglückend auf das heulende Tier ein. Aber es half nichts. Im Gegenteil, immer jämmerlicher schrie die „Schlummerrolle". Sicher hat der Hund Durst, sagte sich der Bedienstete. Er holte Wasser und öffnete das Gitter. Das war unvorsichtig. Ehe der Mann recht begriff, wie es geschah, sauste der Mops aus dem Käfig und verschwand. Schwitzend lief der Ueberraschte vor den Bahnhof hinaus, rannte den ganzen Platz ab — vergeblich. Verzweifelt sah Hans Schmidt auf die Uhr: In zehn Minuten ging der Zug wieder ab. Wie leicht konnte ihm seine Unvorsichtigkeit die Stellung kosten. Hans Schmidt war ratlos.

Da kam nichtsahnend ein streunender Spitz herangetrollt. Hund ist Hund, sagte sich der Mann, packte rasch entschlossen den Spitz und brachte ihn, unter dem Rock versteckt, zur Transporthilfe. Voll Freude macht sich der Spitz gleich über die reichlich gefüllte Schüssel her, warf sich dann auf die Seite und begann zu dösen.

Hieronymus Eberlein war selbst an der Bahn als der Zug einlief. Er wollte das seltene Tier, diesen Mops, eigenhändig in Empfang nehmen. Wirklich, auf die „Schlummerrolle" freute er sich, die machte ihm Spaß. Die wollte er selber durch die Stadt führen. Ha wie sie dann alle gaffen und schauen werden, die Leute! sagte sich Hieronymus, der sein Leben lang viel auf ihr Gerede und Geschau gegeben hatte.

Das ganze Städtchen wußte bereits, daß ein Mops namens „Schlummerrolle" erwartet wurde. „Er kommt direkt aus China, gehörte einem Fürsten, ist in einem Palaste aufgewachsen", prahlte Hieronymus und steigerte dadurch die Erwartung noch mehr.

Wurst und Konfekt in der Tasche, mit einem ungewohnt feierlichen Schritt trat Hieronymus an den kleinen Käfig. Dann aber wurde er starr und stumm. Ja, hatte er sich denn getäuscht? Das, was ihm da entgegenkeifte und sich an der Gittertür verbiß, war doch kein Mops, sondern ein ganz gewöhnlicher Spitz!

Er nahm ihn mit nach Hause, rief sogleich alle zusammen, auch die Knechte mußten her. Und alle waren der gleichen Meinung, daß der Mops ein Spitz sei. Selbst Kunigunde gestand daß sie sich einen Mops anders vorgestellt hätte Der Alte fluchte auf Schwägerle. Der glaubte wohl, weil er in der großen Stadt lebe und einen Gehrock trage, dürfe er ihn zum Narren halten! Aber so weit war es, dem Himmel sei Dank, noch lange nicht. Eine Kunigunde Eberlein war nicht auf einen Großsprecher angewiesen, der noch nichts in der Tasche hatte.

Noch am gleichen Tage ging die Box mit dem Spitz zurück. Ihm folgte ein Brief von Hieronymus Eberlein den Schwägerle nicht hinter den Spiegel steckte. Auch Kunigunde schrieb sich Schmerz und Wut von ihrer Seele herunter und war überzeugt, daß der Reisende Brätlein den der Vater so gerne als Schwiegersohn gesehen hätte, einer solchen Falschheit nicht fähig gewesen wäre.

Bei jedem Zuge, der durch die Station ging, wartete der Bahnbedienstete, ob die Box mit dem Spitz nicht wiederkehrte. Und als sie wirklich eintraf, da lächelte er pfiffig. Also seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen! Er hatte nicht falsch gerechnet, als er, statt zu Mittag zu essen, die ganze Stadt nach der „Schlummerrolle" durchstreifte. Schmunzelnd tauschte er den Spitz wieder mit dem Mops ein.

Adolf Schwägerle war sehr erstaunt, als der Mops zurückkehrte. Ja, waren die denn draußen alle irrsinnig geworden, der Vater und die Kunigunde, daß sie einen Mops nicht von einem Spitz unterscheiden konnten. Ein nochmaliger, nicht sehr sanfter Briefwechsel setzte ein, der aber nichts besserte, sondern im Gegenteil das junge Paar immer mehr auseinander trieb. Schwägerle ärgerte sich, daß man ihn für einen Schwindler hielt, und Kunigundes Stand auf des Vaters Seite.

Ihre letzte Antwort war ein Schächtelchen mit dem Verlobungsring.

Der Spitzmops hatte das zärtliche Verhältnis zwischen Kunigunde Eberlein und Adolf Schwägerle getrennt. Oder trug vielleicht der Herr Brätlein die Schuld? Er nützte Kunigundes Stimmungsumschwung aus, erzählte Hieronymus viel von einer bevorstehenden großen Erbschaft und prahlte mit einem großen Anwesen, das spottbillig zu kaufen wäre, wenn ihm eine hübsche Blonde die Hand zur Ehe reichte . . .

—⊙—

Laterne an Bord

Eine Stunde Menschenleben von Eitel Kaper.

„Ist dieses Zimmer sicher? Kann er von hier nicht entfliehen? Sie wissen, es handelt sich um einen Mörder!"

„Nein, Herr Lachtmeister, lassen Sie ihn nur hier, an dieser Mauer hat sich in alten Zeiten schon ein Mansfeldischer die Zähne ausgebissen. Bis das Auto herüberkommt, können wir ihn ruhig hierlassen."

„Ich stelle zwei Beamte vor die Tür. Dann wird es gehen."

Die Tür flog zu, daß der Staub von den dicken grauen Mauern herabstob. Durch die Eichenbohlen lief ein Zittern wie vor etwas Entsetzlichem, Grausigem. Die Lampen in der alten Riesenschenke drüben schienen zu schwanken, ihr Strahl wischte über die Wände mit den dicken, urweltlichen Steinen. Die Handschellen klirrten. Wie ein Sack von einer Wände kippte der Mensch mit wirren Haaren und aufgerissenem Hemd auf der Bank zusammen. — —

Die „Arche Noah" war ein Lastschiff, das zwischen dem leichten Wien und den braunen glänzenden Torfkanälen von Holland und Friesland jedermann an den großen Binnenschiffahrtsstraßen kannte. Ein Obstkahn voll köstlicher Früchte, duftend nach platzreifen Pflaumen, nach herben Reinetten, überquellend von Gravensteinern, Weintrauben und Reineclauden, aus glänzendem Holz und mit vergoldeten Mastspitzen und Flügeln. Die alten Berliner, die noch den Weidendamm zu schätzen wußten, holten sich pfundweise die vollen Tüten von Bord, und den Hamburgern ging es nicht anders. Das Schönste aber war eine Postbare, von dem ersten Schiffer des Kahnes, Simon Jacobi, selbst verfertigte Laterne, die an Feiertagen auf dem kleinen Spiegel der „Arche Noah" thronte, klar und leise zitternd, mit einem milden Schein, wie das Licht um den Kopf eines Heiligen. Die Schiffer auf ihren Zillen sind ein frommes Volk, und darum erschauerten sie in Ehrfurcht, wenn sie diese Laterne brennen sahen. Für ihr mystisches Wanderleben war sie nichts anderes als ein Bote vom Himmel, und Herr Simon Jacobi, rechtlicher Besitzer und Führer der „Arche Noah", stand allein wegen seiner Laterne als ein kleiner Schiffsheiliger da. Zehn Jahre tat er noch seinen Dienst, als ihm der quergeschlagene Segelbaum eines Nachbarschiffes den Schädel einschlug. Er starb, freudig, unter seiner Laterne, und sein Sohn Jodokus trat sein Amt als Schiffsmann an, putzte die goldenen Mastspitzen und Bordleisten, ölte und kalfaterte sein Schiff und kreuzte unbeirrt zwischen Süden und Norden. Als Mystikus wuchs dessen Sohn auf, Franz Jacobi. Die Schiffsleute störten den Kleinen nicht, denn sie fanden es nur natürlich, wenn sich ein Mensch an den Herrlichkeiten des Wachaugebietes, der dunklen Festung Passau und des Würzburger Massives erfreute. Nur sein Vater sah mehr als die anderen, die dunklen, unheimlichen Augen des Jungen gefielen ihm nicht, darum gab er ihm schwere Arbeit und ließ ihn nicht viel an Land. Als aber der Sohn eines Tages die kostbare Laterne altbacken und hölzern fand, verwalkte er ihn grob und ließ ihn die ganze Nacht über in der Herbstkälte vor Aschach oberhalb Linz wachen. Der Junge aber bekam einen Groll auf seinen Vater, der ihn heimtückisch und fremd machte.

In den Nächten war es Jodokus Jacobi, als flackere das Licht der Laterne unruhig hin und her, als ächze und stöhne es im Geschirr. Mit der Zeit wurde Franz mannbar, und eines Tages verlangte er grob von seinem Vater den Urlaub, den dieser den jüngeren Schifferknechten nicht verweigerte. Wild hoben sie Hölzer gegeneinander, und es schien zu einem Kampfe zu kommen, als die übrigen Leute der „Arche Noah" dazwischen sprangen. Jodokus bezwang sich, und Franz erhielt seinen Urlaub. Sein Vater füllte die Tüte mit den süßesten Rheingautrauben und sah zum Spiegel hinüber. Die Laterne war nicht aufgesteckt.

Längst waren die Auftritte vergessen, und auch die Schiffsleute hatten sich daran gewöhnt, in Franz den neuen Monarchen der Arche zu erkennen. Brücke um Brücke, Schleuse um Schleuse schob sich an ihnen vorbei. Wenn die Sonne unterging flimmerte um die Streifen Taue des Kahnes ein Glorienschein, die Geister eines alten, kraftvollen Schiffergeschlechtes gaben sich auf der Back ein Stelldichein. Besonders ängstliche Schiffsjungen wollten nachts Klopfen und Sprechen hören. Die Lampe brannte hell, ein Zeuge aus kraftvoller Hamezeit, spät zum Leben auferstanden, den Schiffern aber unwandelbar ein Glückszeichen.

Das Schiff lag in Berlin. Da starb Jodokus und wurde von einer ehrfürchtigen Gemeinde nach einem Gottesdienste in der Schifferkirche begraben. Die „Arche Noah" aber trieb sich Monate lang in den märkischen Kanälen herum . . . .

Der Teufel war in Franz Jacobi gefahren! Der älteste Schiffsmann hieb auf den Tisch, die drei verklammten Gestalten sprachen wild durcheinander. Was sollte das Weib hier an Bord, die mit den glänzenden fordernden Augen und dem schlangengleichen Wesen? Ein Narr war der Käp'ten, als er sich in einer Kneipe in sie verliebte und sie mitbrachte an Bord.

Hypotheken lasteten nun auf der stämmigen „Arche Noah".

Zwei Schiffsleute wurden entlassen. Die Laterne lag tief unten in einer Truhe, die noch Simon, der Künstler, in seinen Feierstunden zum Prachtstück geschnitzt hatte. In dem Deckshäuschen roch es nach Likören und Schnäpsen. Manch leichter Vogel strich von verdorbenen Vorstadtquartieren herüber zu dem zähen schweren Holz der Arche. Ein Grammophon plärrte alte Schlager.

Ein Hüne stand in der Tür. Uffert, der steinalte Mann am Steuer. Sein Stimme blies den Rauch zur Seite: „Ich gehe jetzt. Ich mag hier nicht mehr sein!" Die Schwarzhaarige lachte. Franz gröhlte: „Fröhliches Armenhaus, Alter!"

Des Nachts aber wühlte Franz in seinem Haar. Es mußte anders werden, denn schon sprang das Gold von den Mastspitzen ab. Er wollte zur Laterne, sie aufstecken. Da schrie eine freche Stimme aus der Kajüte: „Fränzchen, komm sofort hierher!" Da seufzte er und ging. Er wußte nichts mehr und hörte gelassen zu, als die Freundin ihm zwei verwegene Burschen für den Schiffsdienst anheuerte. Er unterschrieb . . . . mit Blut!

Dann kamen zwei Jahre in seinem Leben, die das Schiff und ihn immer dunkler machten. Die Ratten nahmen überhand. Die Leute von einst gaben ihm kein Obst mehr. Beim Schleusen mußte er das Vargeld auf den Tisch legen. Und überall grinste ihn das Wort an: „Jacobi? ein fauler Kunde!" Irgendwer hatte es gesagt, da brannte es ihn noch. Aber schließlich gewöhnte er sich auch an das. Die Schwarzhaarige hatte ihn ganz in der Gewalt. Er konnte ohne sie nicht mehr leben.

Wo er sein Tau um einen Pfahl schlang, sprangen zehn, zwanzig Gläubiger an Bord: „Geld, Geld!" Er wollte noch einmal Kredit aufnehmen. Die Kassen dankten. Die Freunde seines Vaters kannten das Schiff ohne Laterne nicht mehr; fuhren vorbei und grüßten nicht. Wie es sonst unter glücklichen Schiffern üblich ist. Schließlich kreiste ihn das Elend auf den friesischen Kanälen ein. Er hatte kein Schleusengeld mehr. Die Gläubiger forderten grob Zwangsversteigerung. Die ehrlichen friesischen Bauern mochten nicht mehr aufs Schiff zu der schwarzen Hexe kommen. Er sann, und seine Hexe sann auch und stachelte ihn auf, das Geld aus den Kirchenkästen zu stehlen. Morgen war Missionsfest.

Dann stand er in der Nacht in der Kirche. Da knarrte die Tür, der Geistliche war ihm auf der Fährte. Er wollte fliehen und sah sich eingeschlossen. Die Not, sein Elend stand vor ihm, und er sah das Geld. Viele Münzen lagen in den Kästen. Da schoß er. Der Pfarrer brach mit einem anklagenden, durchdringenden Schrei zusammen. Die Glocken flochten dem ersten Pfarrermord seit vielen hundert Jahren. Durch die Orgelpfeifen jaulten die Gewissensbisse. Dann herrschte Totenstille. In dieser Nacht schwankten viele Lichter hin und her, aber die erlösende, geschnitzte Laterne von Simon Jacobi ward nicht darunter gesehen. Die Polizei suchte die Gegend ab.

Das Schiff auf dem Kanal wurde besetzt, die Schwarzhaarige verhaftet. Franz Jacobi fand man nicht. Er lag hinter einem kleinen Busch und stierte zum Himmel hinauf. Die Sterne schienen durcheinanderzufallen. Immer wieder glitten Nebel wie kalte Hände über ihn. Er kam nicht zur Besinnung. Tappte auf der Landstraße weiter und wurde verhaftet. Er gestand. Aus friedlichen Menschen waren rasende Wesen geworden. Die Welle der Erregung drohte über ihm zusammenzubrechen, aber sein müder, abgestorbener Blick hielt die Hunderte in Schach. Er sah sich zwischen vier Beamten und schließlich in der Zelle. Es war ganz still. Fast so wie abends auf dem Schiff an der Lände für Lastkähne in Wien. Klar sah er die Linie seines Lebens und rieb die Hände wie in Verlegenheit.

Seine Handschellen weckten ihn auf. „Mörder" raunte es in dem Zimmer, das schon einmal einen wildfremden Marodeur, einen von der verwegenen Schar Ernst von Mansfelds geborgen hatte. Was war er anders? „Wenn sie mich doch gleich hier köpfen könnten," dachte er, „mitten im Nebel über den braunen Schollen." Er fürchtete sich mehr vor den grauen Mauern und eisernen Türen und Gittern als vor dem Tod.

Die Tür sprang auf. Drei Mann standen davor. „Heraustreten!" . . .

—⊙—

Müde

Skizze von Lotte Storch-Breslau.

Es war so gar nichts weiter als ein sonnenbeschienener grüner Wiesenfleck zwischen einer mit Pappeln bestandenen Landstraße und einem breit und gemächlich dahinströmenden Flusse; und der alte Herr hatte gewiß auch, als er zu Haus sorgfältig seinen Mantel und Hut für den ersten Frühlingsausflug gebürstet und gerieben hatte, an eine andere Landschaft gedacht, die ihn zu einer Rast einladen würde, etwa an einen jungen Birkenwald oder die Wiese in einem alten Park, mit Anemonen bestreut. Aber er hatte seine Kräfte überschätzt, — eine ganze Weile schon fühlte er ein Ziehen am Herzen, eine Schwere in den Beinen. Es ging nicht weiter.

Verlegen lächelnd blieb er stehen. Mit unbeholfenen, schnellen Schrittchen stolperte er den Wegrand hinunter über den Straßengraben, vorsichtig tastete er mit den Händen den Grasboden ab, — der war ganz trocken, und es lag keine Gefahr nahe, sich einen Schnupfen zu holen. Befriedigt breitete er seinen Mantel, den er über dem Arm getragen, auf dem Wiesengrund aus und setzte sich. Nun wärmte ihn die Sonne den alten Rücken. — Es war doch schön hier. Luft und Licht . . . er atmete tief und andächtig.

Ueber zwei Jahre ging er nicht mehr in das große Bankhaus in der Stadt. Sie brauchten ihn dort nicht mehr. Aber noch immer mußte er gegen ein Unbehagen kämpfen, wenn ihn das Wetter verlockte, am Wochentage querfeldein zu spazieren. Doch hier war er ja mutterseelenallein, und niemand konnte an dem Müßiggänger Anstoß nehmen.

Er hatte sich rücklings zur Landstraße niedergelassen mit dem Blick aufs Wasser. Aber die Augen gingen nicht in die Weite, sie blieben am Nahen haften. Neben ihm guckten, mit ganz kurzem Stiel noch, Gänseblümchen aus der Erde. Er strich über sie hin und hielt eins mit den Fingern fest. Scheu sah er sich um, ob auch keiner den alten Narren beobachtete. Da steckte er sich das Blümlein ins Knopfloch und lächelte fast übermütig vor sich hin. Er hielt weiter Umschau. Ungefähr zwanzig Schritte vor ihm nach rechts stand ein steinernes Heiligenbild, verwittert und farblos, nur auf dem niedrigen Sockel glänzte silbrig ein loser Strauß Weidenkätzchen.

Der Alte überlegte, — waren sie nun eine Bitte, ein Dank, oder auch nur ein Gruß flüchtigen Gedenkens im Vorübergehen? Wenn er so an die letzten Jahre im Dienst dachte, als das ihm zugewiesene Arbeitsfeld immer bescheidener und einförmiger wurde, bis es eben eines Tages nichts mehr für ihn zu tun gab, — gerade da hatte so ein junges Mädchen neben ihm gearbeitet, so eins, das gar nicht für ein Büro paßte, — mit frischen Farben und einem roten Mündchen. Ja, ja — so eine wird's wohl gewesen sein, die der lieben Heiligen die Weidenkätzchen zu Füßen legte.

Es duftete sich so schön in der [illegible] Stille. Was einem da alles wieder ein[illegible] So alt man wird, noch jedes Mal ist der [illegible]hling wieder ein Verführer. Ein kleiner Vogel setzte sich auf das Heiligenbild, wippte mit dem Schwänzchen, flatterte davon. War der wieder gekommen, oder zog es ihn noch weiter, unbeirrbar geleitet von einem Wegweiser, der in seinem Blute klopfte?

Der alte Herr horchte in sich hinein. Ach, da war wohl alles längst still geworden; aber früher, als man noch jung war — hatte man nicht zuweilen so ein Pochen in sich gespürt? Wie ein Weckruf war das, dem man folgen mußte. — Er stützte sich auf die Ellbogen und streckte sich aus.

Ja, war man das wirklich eigentlich selber gewesen, — der junge Bursch, der mit der Liebsten am Arm im Abenddämmern stiller Gassen Pläne schmiedete, eine Welt hinter den Bergen verheißend? Wie bald schon waren die Zweifel erwacht, machten an der Berufung irre, machten ihn blind und taub gegen die Stimme des Innern. Nichts erfüllte sich. — Ein Stoßgebet sandte man zu den lieben Heiligen hinauf, redete sich ein, sie würden sich eigens für uns herab bemühen, um mit ihren linden Händen die Wunden zu heilen, die unsere Kurzsichtigkeit schlug.

Der Kopf sank ihm vornüber, er nickte ein. Ein Räderrollen ließ ihn auffahren und sich erschrocken die Augen reiben. Sein verdutztes Aussehen war Anlaß genug für das junge Volk, das oben auf der Landstraße im offenen Kremser vorüber rollte, laut und herzhaft zu lachen.

Dem alten Mann tat das weh; er schämte sich, Anlaß zum Spott zu geben. Bedrückt strich er Rock und Hose glatt. „Sie sind in den Nähten doch recht glänzend!" gestand er sich seufzend. „Hier im Hellen wird man's erst gewahr."

Noch einmal guckte er in der Runde herum und nickte dem steinernen Standbild zu. Dann machte er sich auf den Heimweg. Nicht mehr gekränkt, nur müde dachte er unterwegs: „Es wird halt immer so bleiben, daß die Jungen über einen alten, verschlafenen Mann lachen und nicht daran denken, wie er sich freuen würde, wenn sie ihm freundlich zuwinkten."

—⊙—

Die Jagdkarte

Humoreske von Georg Littig-München.

Gerade hatte die muntere Jagdgesellschaft sich zur Mittagsrast gelagert, da erregte ein herankommender Landgendarm ihre Aufmerksamkeit: Das konnte doch nicht der alte Wachtmeister des Bezirks sein! Der hatte sie doch schon seit Jahren nicht mehr mit Prüfungen der Jagdkarten belästigt. Ein Blick durch den Feldstecher zeigte in der Tat ein unbekanntes Gesicht. Ein Neuer „Um Himmels willen!", rief plötzlich der als großer Knicker bekannte Herr M., „ich habe ja meinen Jagdausweis für dieses Jahr nicht erneuern lassen. Was fange ich nur an?" Allgemeine Bestürzung über solch ein unglaubliches Verhalten! Entfliehen oder Verstecken war auf der ebenen Wiese nicht mehr möglich. Ein Skandal erschien unvermeidlich. — Da hatte der joviale Major v. A. einen Einfall, der ihm geeignet schien, den Frevler zu retten und zugleich diesem unverbesserlichen Geizkragen, der ja auch auf der Jagd trotz seines stets überreichen Proviants sich noch nie als „mitteilsam" gezeigt hatte, eine Lehre zu geben.

„Rasch den Hut herunter!" rief ihm der Major zu. „Streich dir die Haare in die Stirn! Dann begib dich augenblicklich zu den Gewehren und Rucksäcken dahinten. Das Weitere hörst du noch." — Bleich und aufgeregt befolgte Herr M. diese Anordnungen und stand bereits eifrig an den Flinten herumputzend im Hintergrund, als der junge Gendarm bei den Jägern eintraf und sich als Nachfolger des in den Ruhestand gegangenen Wachtmeisters vorstellte. Ernst und gemessen nahm er die Prüfung der Jagdkarten vor. Sowie aber der Gendarm sich nach hinten zu Herrn M. begeben wollte, rief der Major in liebenswürdigstem Tone: „Bemühen Sie sich nicht, bester Herr Wachtmeister! Den Mann da hinten habe ich gewissermaßen als Büchsenspanner mitgenommen. Seit meiner Kriegsverletzung brauche ich beim Hantieren mit der Büchse leider eine Hilfe. Sie waren doch gewiß auch an der Front im Weltkriege, Herr Wachtmeister?" „Jawohl, Herr Major," war dessen Antwort, „zweimal verwundet, vor Verdun Granatsplitter am